

3. Das Forschungsdesign: Die Befragungssituation als Sprachspiel

Das zweite Kapitel hat den Weg zu einem empirischen Forschungsdesign für die ökonomischen Modellweltaussagen bereitet. Aus einer systematischen Pluralität wissenschaftlich relevanter Modellweltfamilien gingen insgesamt 20 charakteristische Aussagen hervor. Doch wie lassen sich diese nun so tätigen, dass für verschiedene Personengruppen heuristisch auswertbare Daten zurückbleiben? Aus welchen Gründen die Q-Methode eine geeignete Schablone zur Lösung dieses Problems abgibt, wird in einem ersten Beantwortungsschritt dargelegt (3.1). Wegen ihrer subjektivistischen Ausrichtung stößt diese Schablone jedoch an Grenzen. Ein für die vorliegenden Zwecke adäquates Forchungsdesign hat sich der Frage zu stellen, wie man über Sprechen spricht. Eine so grundsätzliche wie konsequente Exposition dieser Reflexionsproblematik findet sich im Frühwerk Ludwig Wittgensteins (3.2). Wir heben die metaphorische Leiter, von der gegen Ende des *Tractatus* die Rede ist, auf, um damit in das Spätwerk zu steigen (3.3). Dort behandelt Wittgenstein Probleme sprachlicher Selbstreferenz durch die Beschreibung von Sprachspielen (3.4). Diese Idee weist der Ausgestaltung des empirischen Forschungsdesigns den Weg (3.5).

3.1 Empirische Sozialforschung zwischen Subsumtion und Sinnverstehen: Die Q-Methode

Ergebnisse quantitativer Sozialforschung angemessen zu gewinnen und zu interpretieren, erfordert es, gerade vor dem Hintergrund performativistischer Überlegungen, sich einem praxeologischen Rechtfertigungsdruck zu stellen. Methodisch-rigoros erzeugte Tabellen und Graphiken verdanken sich oft einer Formatierungspraxis, die sich, als »blinder Fleck«, reflexiv nicht einzuholen vermag. So nötigen statistische Verfahren bis zu einem gewissen Grad zu einer Selektivität, die sich schon bei der Datenerhebung zeigt. Man greift schließlich nicht einfach Rohdaten aus einer als vorgängig angenommenen Wirklichkeit heraus, um diese dann – sozusagen als unabhängigen Input – einer enthobenen Bearbeitung durch statistische

Verfahren zuzuführen. Vielmehr geben solche Modelle bis zu einem gewissen Grad selbst schon jene Formatierungsregeln vor, nach denen Informationen als Daten zu persistieren sind. Die statistische Heuristik imprägniert ihr Material demnach so, dass man sich vonseiten sinnverstehender Verfahren nicht ohne jede Berechtigung dem Verdacht ausgesetzt sieht, nur »Selbstgeworfenes« zu fangen, indem man Strukturen als wirklich auszeichnet, die bei genauerem Hinsehen vor allem durch die eigenen Annahmen wahrscheinlich werden.

Vermittelnde Positionen scheinen hier schwieriger zu finden als einseitige. Einen Versuch in Richtung Annäherung unternimmt Joachim Renn, indem er mit Blick auf die empirische Milieuforschung die Schieflagen der jeweiligen Ansätze nebeneinanderstellt:

»Entweder liefert die Sinn rekonstruierende Mikroanalyse subtile Beschreibungen von partikularen Deutungshorizonten, verliert dabei jedoch den Bezug zur Makroebene; oder aber eine quantifizierende Auffassung von Sozialstruktur verleitet zur Identifizierung der Gesellschaft mit Verteilungsmustern und zur Beschränkung der Arbeit der Sinndeutung auf das Auszählen der Treffer beim subsumierenden Einsatz von Einstellungsindikatoren. Im ersten Falle ›konstituieren‹ milieueigene Sinnhorizonte ›die‹ Gesellschaft; im anderen Falle steht hinter den zusammengefassten Einstellungsmustern eine ›objektive‹ Struktur, die durch konstituierte Deutungsschemata reproduziert wird. In beiden Fällen wird ein zu einfaches Bild des Zusammenhangs zwischen Milieu und Gesellschaft gezeichnet« (Renn, 2014, S. 270).

In dieser antinomischen Gemengelage können quantitative Ansätze geltend machen, sich durch ihre subsumitorische Abstraktion immerhin eine makroskopische Allgemeinheit zu erkaufen, welche sinnhaft erschlossenen Brennpunkten abhandenkommt.

Ein zusammenführender Ausweg müsste demnach sowohl einerseits quantitative Ansätze kontextuell so sensibilisieren, dass deren Generalisierungskraft dabei nicht verlorengeht, als auch andererseits erschließende Verfahren so generalisieren, dass deren Kontextsensibilität dabei nicht abstumpft. Renn tritt dabei einen Schritt zurück, indem er auf ein Problem aufmerksam macht, das, wenn es als solches aus dem Blick gerät, beide Lager gleichermaßen heimsuchen kann. Es besteht darin, dass man schon dann auf einen vergleichenden Übersetzungsvorgang angewiesen ist, wenn man versucht, *implizite* Sinngehalte zu *explizieren*. Beide Wissensformen stehen nach Renn nämlich nicht in einem substitutiven Konstitutionsverhältnis.

»Mit der Explikation performativer Kulturen treten rationale und institutionell geprüfte, verwaltete und pädagogisch vermittelte Kulturen nicht an die Stelle von performativen Kulturen, sondern neben sie« (a. a. O., S. 70).

Selbstverständliche Interaktion und explizite Kodifikation bilden somit selbst vergleichbare Relata.

»Erst vor diesem Hintergrund lässt sich das Problem des sozialwissenschaftlichen Kulturvergleichs schließlich angemessen analysieren. Denn dann wird deutlich, dass der Vergleich zwischen den Kulturen nicht nur die Übersetzung zwischen zwei impliziten Horizonten oder pragmatisch integrierten Lebensformen erfordert, sondern zudem, wenn nicht vor allem, die Übersetzung zwischen Handlungsgewissheiten und explizitem Wissen bzw. rationalisiertem, argumentativem Diskurs« (ebd.).

Im Bereich der politischen Einstellungsforschung hat schon (Brown, 1980) den zu sorglosen Umgang mit Daten kritisiert, die durch unreflektiert-vorangeschickte Definitionen vielmehr Artefakt-Charakter besitzen.

»Operational definitions place constraints on behavior by replacing the subject's meaning with the investigator's, and the investigator ends up studying the constraints rather than the behavior« (a. a. O., S. 4-5).

So verstandene »operational definitions« äußern sich für Brown bereits in zu eng gefassten Antwortmöglichkeiten und – vor allem – Antwortbedeutungen.

»By defining ahead of time what a response is to mean, the observer is imposing his will on reality, exacting hostages of innocent responses scheduled for future occurrence. By specifying that a positive response to scale A reflects anomie, the observer elicits his concept on the spot, and the subject's response breathes life into it in a way that lends the concept a spurious realization. By constructing meanings, the observer uses the subject's responses to assist him in bringing his concept into being, a transaction that is more akin to creativity than to measurement« (a. a. O., S. 3).

Da empirische Sozialforschung stets explizieren muss, kann sie von den geschilderten Übersetzungsproblemen nie wirklich verschont bleiben. Mitigierend scheint nur zu helfen, Explikationsbarrieren wie beispielsweise strukturelle Zugangsbeschränkungen, codifizierende Vereinfachungen, selbsterzeugte Artefakte, übertragungsbedingte Informationsverluste usw. wiederum selbst als solche explizit zu machen. Nur so lässt sich wohl ermessen, wo die selbstschöpferische Kraft des Forschungsdesigns endet und wo der Untersuchungsgegenstand selbst zu Wort kommen kann.

»What is needed are more methods that can take up [...] at that point where the subject, in his natural state, is permitted to speak for himself« (a. a. O., S. 2).

So gewendet, handelt es sich bei subsumtorischen Forschungsstrategien streng genommen gar nicht so sehr um völlige Vergleichsverweigerung. Besser beschreibt

man sie wohl als sklerotische Sprachspiele, die zwar einen paritätischen Vergleich suggerieren, dabei eine Seite aber so unbeweglich lassen, dass die andere sich immer schon selektiven Deutungen angeähnelt haben muss, – selbst dann, wenn sie, z. B. als negativ *verstandene* Antwort, als unähnlich gilt.

Brown gab schon zu seiner Zeit nicht so sehr forschenden Individualeinstellungen die Schuld, sondern vielmehr einer Ausbildungspraxis, die nahelegt, statistische Artefakte als solche nur dann zu befragen, wenn sich Anomalien im Kuhnschen Sinne zeigen (vgl. Kuhn, 2015, S. 52–65), nicht aber im alltäglichen Forschungsbetrieb.

»[R]esearch methods have been integrated into the training of most social scientists to a greater or lesser extent, so the compelling need to give special emphasis to them has been arrested« (Brown, 1980, S. 1).

Einen heilsamen, aber gleichwohl quantitativ ansetzenden Gegenentwurf zu subsumtorischen Forschungsgewohnheiten erblickt Brown in der von (Stephenson, 1935) entwickelten *Q-Methode*. Deren Proprium, vor allem im Vergleich zu anderen faktorenanalytischen Verfahren, liegt in ihrer Offenheit gegenüber den jeweiligen Untersuchungsteilnehmern. Man trägt nicht vorgefertigte Testkonstrukte an die zu befragenden Personen heran, um jene von diesen lediglich bestätigen oder verwerfen zu lassen. Vielmehr befragt man die Personen möglichst frei von strukturellen Vorannahmen, um dann zunächst deren Antwortverhalten zu korrelieren und latente Strukturmuster erst ausgehend von den Ergebnissen freizulegen.

»One of the features of Q factor analysis, then, is that it is more gestaltist and wholistic, rather than analytic and atomistic, and reflects functional relatedness: One already synthesized, interrelated, and functional whole (e.g., one human body) is related to another functional whole« (Brown, 1980, S. 1).

Denken wir beispielsweise an einen klassischen, d. h. nicht-Q, Intelligenztest, so steht für den Forscherblick immer schon fest, welche Antwortmöglichkeiten wie auf bestimmte Intelligenzkonstrukte laden. Geht man demgegenüber Q-methodisch vor, unterscheidet man die Antwortmöglichkeiten *ex ante* bloß nach Ähnlichkeit und Unterschied, um mögliche interpersonale Korrelationen erst *ex post* interpretativ zu einer Typologie zu verdichten.

Den Bezugsgegenstand der Q-Methode belegt Brown mit dem Namen »operant subjectivity« (Brown, 1980, S. 1), um so gleichsam an den wittgensteinschen Begriff der Lebensform anzuschließen.

»Situational expectations and interests are therefore influential in the persistence of cultures and life forms. Discussing political issues is one aspect of daily social life. [...] Behavior of this kind is both subjective and operant. It is subjective since each person's viewpoint, on political or any other matters, is simply that – his viewpoint« (a. a. O., S. 4).

Von einem philosophischen Standpunkt aus lässt sich eine derart subjektivistische Wendung dem wittgensteinschen Spätwerk wohl nur schwer abringen.

»Es ist [...] irreführend, vom Denken als einer ›geistigen Tätigkeit‹ zu sprechen. Wir können sagen, daß Denken im wesentlichen eine Tätigkeit des *Operierens* (Hervorhebung, C. D.) mit Zeichen ist. Diese Tätigkeit wird mit der Hand ausgeführt, wenn wir schreibend denken; mit dem Mund und Kehlkopf, wenn wir sprechend denken; und wenn wir denken, indem wir uns Zeichen oder Bilder vorstellen, kann ich dir kein *Agens*, das denkt, angeben. Wenn du dann sagst, daß in solchen Fällen der Geist denkt, dann würde ich deine Aufmerksamkeit lediglich auf die Tatsache lenken, daß du eine Metapher gebrauchst, daß der Geist hier in einem andern Sinn ein *Agens* ist als dem, in dem man von der Hand sagen kann, daß sie das *Agens* beim Schreiben ist« (Wittgenstein, 2021a, S. 23).

Die brownsche Ausdrucksweise läuft hier nun aber Gefahr, etwas in der folgenden Art zu sagen: Während einer Q-Befragung, so ließe sich Brown wohl paraphrasieren, denkt – oder besser: operiert denkend – der Geist, wir nennen ihn hier eben bloß nicht Geist, sondern »subjectivity« oder »viewpoint«.

Wenn wir von Wittgensteins Spätphilosophie aus und schließlich über die Q-Methode einen Zugang zur empirischen Sozialforschung legen möchten, können wir aber, so scheint es, hinter dem festgestellten Datenniederschlag kaum eine generalisierte Form von Subjektivität vermuten, sondern eher implizite Regeln intersubjektiver Verständigungsprozesse. Probanden agieren nämlich auch in sozialwissenschaftlichen Befragungssituationen nicht im sozialen Vakuum. Instruktionen und Antworten haben sich zur Verständlichkeit an grammatischen Regeln zu orientieren, welche sich nicht wesentlich von jenen wissenschaftsexternen Praktiken unterscheiden. Derartige Regelstrukturen hat der späte Wittgenstein aufzuzeigen versucht, indem er Verständigungssituationen beschreibt und vergleicht, die er *Sprachspiele* nennt.

Damit rückt die Q-Methode näher an die wissenschaftsphilosophischen Überlegungen von (Winch, 1990), welcher aus der Unentrinnbarkeit sprachlicher Grammatikalität ernste Konsequenzen für die Sozialwissenschaften zieht.

»[I]n discussing language philosophically we are in fact discussing *what counts as belonging to the world*. Our idea of what belongs to the realm of reality is given for us in the language that we use. The concepts we have settle for us the form of the experience we have of the world. It may be worth reminding ourselves of the truism that when we speak of the world we are speaking of what we in fact mean by the expression ›the world‹: there is no way of getting outside the concepts in terms of which we think of the world [...] The world is for us what is presented through those concepts« (a. a. O., S. 15).

Ähnlich wie (Renn, 2014) lässt auch (Winch, 1990) keinen sprachexternen Standpunkt für die sozialwissenschaftliche Praxis zu. Wir sprechen in der Welt und sprechend erzeugen wir sie.

»[W]hat the sociologist is studying, as well as his study of it, is a human activity and is therefore carried on according to rules. And it is these rules, rather than those which govern the sociologist's investigation, which specify what is to count as ›doing the same kind of thing‹ in relation to that kind of activity« (a. a. O., S. 87).

Um Winchs propädeutische Abgrenzungen forschungspragmatisch ins Positive zu wenden, hat man sich folglich dem Problem der Reflexivität von Sprache zu stellen. Die Spur dieses Problembezugs reicht, wie ich nun zeigen möchte, bis in die *Logisch-philosophische Abhandlung* Wittgensteins zurück.

3.2 Das Problem interner Selbstbeschreibung

Schon im Vorwort des *Tractatus* macht Wittgenstein keinen Hehl daraus, dass die *Selbstbezüglichkeit der Sprache* ein treibendes Motiv des Werkes ausmacht.

»Das Buch will also dem Denken eine Grenze ziehen, oder vielmehr – nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken: Denn um dem Denken eine Grenze zu ziehen, müssten wir beide Seiten dieser Grenze denken können (wir müssten also denken können, was sich nicht denken lässt).

Die Grenze wird also nur in [Hervorhebung, C. D.] der Sprache gezogen werden können und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein« (Wittgenstein, 2003b, S. 7).

Eine Interpretationshypothese, welche vor allem diesem Motiv auf die Spur zu kommen versucht, hat (Decauwert, 2013) vorgelegt. Ausgangspunkt der Diskussion bildet die Unterscheidung zwischen »zeigen« und »sagen«. Diese kommt an mehreren Stellen des *Tractatus* und in Bezug auf vielfältige Gegenstandsbereiche zur Anwendung, was für Decauwert Anlass zur Frage gibt, »how a single distinction between saying and showing can operate in each one of these cases. If the Tractatus is not deeply mistaken on this point, we must be able to discern a unique idea involved in all the mentioned matters« (a. a. O., S. 43). Diese *eine* Idee erblickt Decauwert im Problem der Reflexivität:

»According to the preceding considerations, we can now formulate a general hypothesis to elucidate the form of the distinction between saying and showing:

(1) ›Saying‹ essentially means referring to an external reality (not necessarily an extra-linguistic fact but something distinct from the symbol which expresses it).